Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 21 (1945-1946)
Heft: 4

Artikel: Der Mann hinter Glas : Bekenntnisse eines jungen Pfarrers
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1069434

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Mann hinter Glas

Bekenntnisse eines jungen Pfarrers

*Von * * **

ILLUSTRATION VON RUEDI BARTH

In der Turnhalle irgend eines Juradorfes lagen ein paar hundert Soldaten aller Waffengattungen in unruhigem Schlaf. Eine blaue Lampe erhellte dürftig das fürchterliche Durcheinander von Männern, Stroh, Schuhen, Tornistern und Waffen. Ein paar Stunden nach Mitternacht suchte ich mit schwerer Mühe meine paar Leute zusammen. Manches Gesicht drehte ich umsonst dem Lichte zu und erntete etliche Flüche, bis die rechten gefunden waren. Dann ging's hinaus in die bitterkalte Winternacht. Auf einen großen Lastwagen luden wir mit steifen Fingern schwere Kisten, Munition, Proviant, Dieselöl. Dann zogen wir los in die Manöver. Verloren hallte der Motorenlärm durch die verschneite Schlucht. Wir fühlten es: für ein paar Tage waren wir zu einer Schicksalsgemeinschaft zusammengeschlossen. Jeder war auf den andern angewiesen. Jeder hatte seine Aufgabe. Die Sachlage war klar. Worte brauchte es nicht.

* * *

Das war die eine Welt, in der ich lebte. Daneben gab es noch eine ganz andere, die des Studenten. Gelehrte Professoren und Bücher machten da zur Hauptsache das Leben aus. Vor der Universität fuhr zwar das Tram vorbei; aber an der großen Pforte verlor das seine Bedeutung. Drinnen galten andere Maßstäbe als draußen. Im Gespräch mit einem Dozenten kam es vor, daß ich alles drum gegeben hätte, zu wissen, ob zwischen zwei Wörtern ein Komma oder ein Punkt hingehörte. Bei genauer wissenschaftlicher Überlegung entschied das über den Sinn eines ganzen Abschnittes. Nachdem ich viel studiert und viel geseufzt hatte und von den gelehrten Häuptern der Prüfungsbehörden weidlich ausgequetscht worden war, kehrte ich eines Tages dem großen Gebäude endgültig den Rücken. Ich war für würdig befunden worden, auf die Menschheit losgelassen zu werden.

* * *

Einige Zeit später entstieg ich bei anbrechender Dämmerung einem Eisenbahnzug. Trostlos stand vor mir ein Bahnhöflein, dessen Stil beim besten Willen nicht zu bestimmen war. Alles war an diesem Regenabend grau und öde anzusehen. Der Rauch jagte in schwarzen Schwaden über die Straße. Ich sah mich um. Niemand kümmerte sich um mich. Die paar dunklen Gestalten, die mit mir den Zug verlassen hatten, waren bereits verschwunden. Ich fing an, den Kirchturm zu suchen. Ein wenig mühsam arbeiteten die Gedanken. So also ist das, wenn man Pfarrer wird! Der Wind höhnte; beinah hätte er dem neugebackenen Pfarrherrn den Hut vom Kopfe gezerrt. Noch einmal schieben sich die Gedanken langsam vorwärts: Das da, was du zum erstenmal in deinem Leben vor dir siehst, ist jetzt « dein » Dorf, dein Wirkungskreis. Und alles ist grau und fremd und unbekannt.

Zum erstenmal beim Kirchenpflege-Präsidenten! Vor der Pfarrwahl hatten wir uns nur einmal kurz begrüßt anläßlich einer Probepredigt, die er gekommen war anzuhören. Wird er sich wohl entschuldigen, daß niemand am Bahnhof den neuen Pfarrer erwartete, so daß er so allein den Weg suchen mußte? Der Gewaltige erscheint, hochgewachsen, in den Vierzigerjahren. Er tritt ins Zimmer, ein bißchen gar zu sicher im Auftreten. Breit und ausführlich redet er von einem Pfarrer, der einmal im Dorfe gewirkt hat. Das sei ein Mann gewesen! Nicht nur er, das ganze Dorf habe ihn geschätzt, ja liebgehabt. Als er dieses Thema erschöpft hatte, kam er endlich auf mich zu sprechen. Er bedaure, mir sagen zu müssen, daß das Pfarrhaus infolge Reparaturen gegenwärtig nicht beziehbar sei. Ein Zimmer hätte bisher auch nicht gefunden werden können. Im übrigen sei er überzeugt, daß ich meine Sache recht machen würde. Jener Pfarrer sei halt ein tüchtiger, lieber Mensch gewesen. Ich war entlassen. Auf der Universität hatte man uns gelehrt, daß wir die schöne Aufgabe hätten, Hir-

ten der Herde Jesu zu sein. Sah das nun so aus?

Ein wenig mißmutig las ich eine Zeitung. Bergarbeiterstreik in X. Erbitterte Schlachten bei Y. Bluttat in Z. Hetzkampagne gegen . . . Hungersnot in der Provinz, usw. Kein Zweifel: Die Welt ist krank! Neben mir lag das dicke, schwarze Buch mit dem goldenen Kreuz darauf. Grob gesagt: das Rezeptbuch für ein Paradies auf Erden. Zumindest die Grundlage, auf der ein Mensch der bösen Zeit zutrotz froh und tapfer leben kann, mit einem hochgemuten « Dennoch » auf den Lippen. Man muß die beiden unbedingt zusammenbringen, die Menschheit und die Bibel. Zunächst äußerlich, vor allem aber innerlich. Nur daher kann die wirkliche Besserung kommen. Meine Aufgabe ist soweit völlig klar. Ich verspüre manchmal Lust, wie ein Krieger dem Feind entgegenzustürmen. Aber wer ist eigentlich der Feind? Und wo ist er? Alle Leute sind ja recht freundlich mit mir, wenn ich sage, ich sei der neue Pfarrer. Man pflichtet meinen Ansichten über Gott und Welt höflich bei. Niemand widerspricht. Jedermann lüftet den Hut vor mir.

* * *

Im Dorfe gibt es zwei ernst zu nehmende politische Parteien. Neulich bot sich mir Gelegenheit, mit dem Präsidenten der einen ins Gespräch zu kommen. Ursprünglich war er Bauer, hat aber jetzt verschiedene Ämtlein inne, die ihn besser ernähren als weiland seine paar Kühlein. Treuherzig streckte er mir seine Rechte dar. Wir plauderten über die Ziele seiner Partei.

« Herr Amrain », sagte ich, « was Sie verfechten, dünkt mich recht und nötig. Eins aber vermisse ich dabei: Saubere, klare Beweggründe. Letztlich darf doch nicht der Eigennutz der Parteigänger das treibende Element sein. Sonst wäre ja, wenn man folgerichtig zu Ende denkt, schließlich alles recht, was der Partei nützt. Man müßte doch die Bibel zur Hand nehmen und dort die großen Richtlinien und Ziele hernehmen, für die man mit gutem Gewissen, ja mit Begeisterung leben und kämpfen könnte. So würde die Partei nicht bloß für die Änderung von Verhältnissen wirken, sondern mitarbeiten an den Bemühungen zur Verwirklichung des Reiches Gottes auf Erden. »

So ungefähr lauteten meine Ausführungen, bei denen ich ein wenig ins Feuer geraten war. Ich kenne die Kluft zwischen Ideal und Wirklichkeit. Aber wenigstens die leitenden Köpfe sollten meiner Meinung nach hin und wieder etwas von des Geistes Flug verspüren und die großen Linien und Zusammenhänge sehen, um nicht bloß Kirchturmpolitik zu treiben. Solche Einsicht würde einen tragenden Grund bilden, auf dem alle Parteien gründen und sich gegenseitig verstehen könnten. Daher mein Eifer. Nach längerem Schweigen brummte mein Gegenüber geruhsam in den Bart, es werde wohl etwas dran sein. Dann tat er einen gewaltigen Schluck aus seinem Becher Dunkel und fing alsbald an, über die Gegenpartei loszuziehen. Er ereiferte sich seinerseits so sehr, daß auf einmal die Faust mit lautem Krach auf den Tisch niederfuhr. Da erschrak er. In der Hitze des Gefechtes mit dem unsichtbaren Feinde hatte er ganz vergessen, daß er den Herrn Pfarrer als Zuhörer vor sich hatte. Schnell drückte er mir die Hand und rettete sich mit seiner Verlegenheit ins Freie.

* * *

Die Glocke schrillt. Draußen steht ein Mann. Er möchte mit dem Herrn Pfarrer etwas reden. Was tut's, daß sein Haar wirr in die Stirne hängt und daß sein Kleid schäbig und ausgefranst ist! Endlich ein Mensch, der zu mir will! Endlich eine Berührung mit dem wirklichen Leben! Ich bekomme einen Roman zu hören. Natürlich braucht er Geld, und zwar sofort; denn in einer halben Stunde fährt der Zug, den er unbedingt erreichen muß. Aufgeregt kramt er in allen Taschen. Die Ausweisschriften habe er in der Eile offenbar vergessen, entschuldigt er sich. Ich kann dem Mann — leider! — nicht trauen. Ich zürne dem Geschick ein

wenig, daß es so ist. Er sieht reichlich heruntergekommen aus. Die schwammigen, aufgedunsenen Wangen erzählen von wüsten Gelagen, der unsaubere, unstete Blick von üblen Frauengeschichten. Trotzdem möchte ich ihm helfen. Ein so bös Gestrandeter hat ein wenig Liebe und Freude erst recht nötig. Er gehört zu jenen, denen Jesus sich mit besonderer Hingabe zugewandt hat. Unwillkürlich fühlt sich mein Herz zu dem fremden Bettler hingezogen. Ein Menschenkind, einst vielleicht die große Hoffnung einer Mutter, ganz sicher eine Hoffnung Gottes, von dem er so gut wie ich letztlich das Leben hat. Aber die Pflicht gebietet, die vorhandenen Mittel dort einzusetzen, wo geholfen werden kann, wo es etwas nützt. Bei Frau Meier, der man das Brot zahlt. Bei Frau Huber, die in Erwartung ist und keine Bébéwäsche vermag. Bei Großvater Dürsteler, der für den Ofen seines einzigen Stübchens Holz braucht und bei all den andern. Und dann will ich mich auch nicht gleich zu Beginn meiner Tätigkeit übers Ohr hauen lassen, zum Gespött der Dorfbewohner und zum Ärger der Kirchenpflege. So weise ich den Bittsteller ab, zu seinem und zu meinem Troste mit einer kleinen Gabe aus meinem Sack in der Hand. Wahrscheinlich wird er damit einen Schnaps kaufen. Er geht. Ich bin wieder allein. Noch einsamer als zuvor . . .

* * *

Etwas muß unternommen werden! Mit dem guten Willen allein ist es nicht getan. So beschließe ich, Hausbesuche zu machen. Ich überlege, wann ich am besten vorspreche, um nicht lästig zu fallen, wie lang ich bleiben darf, bei wem ich anfangen muß, um niemand zu beleidigen. Fast überall empfängt man mich wohlwollend. Einmal saß ich einem noch jüngern Ehepaar gegenüber an einem prachtvollen Geranien-Fenster. Das jüngste der drei Kinder sorgte mit seinen unsichern Gehversuchen dafür, daß ich bei erdnahen Betrachtungen blieb; denn die zahlreichen Plumpse und das Herabsausen der Nähschachtel hätten weltferne Gedanken unweigerlich zunichte gemacht. Ich hatte bald heraus, daß weder Mann noch Frau zur Kirche gingen. Ihre Offenheit freute mich. Dazu war die Stube blitzsauber, und genau so sauber schien mir der Charakter der Leute. Ich wünschte, alle Kirchgänger wären so wie die beiden. Immerhin erlaubte ich mir die Frage, warum sie die Kirchensteuer bezahlen. Die Frau sah mich verwundert an. « Es muß doch auch Pfarrer geben! » meinte sie halb vorwurfsvoll, weil ich nach etwas so Selbstverständlichem überhaupt fragte. Ihre Antwort ist die Antwort von Tausenden. Bei einem gewissen Prozentsatz sagt das sicherlich nicht viel aus, sie folgen nur einer Tradition. Es hat eben immer Pfarrer gegeben, also wird es auch jetzt so sein müssen. Oder man will wenigstens bei der Trauung und bei der Taufe der Kinder und vor allem dereinst bei der eigenen Bestattung nicht auf die Mitwirkung des Pfarrers verzichten. Erstens wäre das unschicklich und zum andern : wer weiß, um den Tod ist es eben doch eine geheimnisvolle Sache. Bei den meisten aber dürfte diese Antwort doch tiefer verankert sein. Ich glaube zwar, in dieser Haltung, die durch den Verstand kaum recht erfaßt werden kann, schlummert eine verhaltene Kraft, eine Reserve der Kirche für Notzeiten. Aber inzwischen sind diese Menschen so etwas wie ein eingefrorenes Guthaben. Und bekanntlich bereitet ein solches vor allem Kummer und Sorge.

* * *

Es ist für den Pfarrer nicht leicht, wirklich an die Leute heranzukommen. Es kommt zwar vor. Besonders in Stunden, da Leid und Trauer, aber auch große Freude das Gemüt weich und empfänglich machen. Dann strömt es bisweilen unverfälscht aus der sonst so sorgfältig verschlossenen Seele. Bis der Vorhang plötzlich wieder herabfällt und es Werktag ist wie immer.

Manchmal meint man auch bloß, ein Mensch schließe sein Inneres auf. Einst

klagte mir eine Witfrau ihren Jammer. Mann und Kind hatte sie auf einen Schlag verloren. Autounfall. Die Schuld trug ein Lastwagenführer. Die Worte sprudelten unaufhaltsam aus dem Munde der Frau. Ihr Schicksal breitete sich vor mir wie ein entrollter Teppich aus. Die Jugend als Waise bei fremden Leuten. Viel Schläge. Schinden werktags und sonntags. Dann endlich, nach vielen freudlosen Jahren, ein kurzes, seliges Glück. Und jetzt war alles vorbei! Ich war erschüttert. Ich schwieg. Es dünkt mich immer, vor fremdem Leid sei ehrfurchtsvolles Schweigen das einzige, was sich gezieme. Die meisten Menschen aber wollen vom Pfarrer etwas hören. Darum riß ich mich gewaltsam von den düstern Ereignissen los und suchte nach Worten, die ein wenig Trost spenden könnten. Die Frau aber sprach schon wieder, noch rascher, noch schmerzlicher, Tränen in den Augen. Bis ich gestand, daß ihr Schicksal mir tief zu Herzen gehe. Da glätteten sich ihre Züge, die Haltung straffte sich. Sie hatte gefunden, was sie gesucht hatte: Nicht Trost, sondern Mitleid. Nicht Evangelium vom ewigen Leben, sondern Bedauertsein. Nicht christlichen Glauben, sondern bloß Teilnahme an ihrem Elend. Die Welt hätte sich um ihr Unglück drehen sollen. Und darum wollte sie unglücklich bleiben. Es gab da nicht viel zu helfen.

Eine solche vermeintliche Aufgeschlossenheit ist indessen nicht der Normalfall. In der Regel geht es viel trockener und alltäglicher her und zu. Man bleibt — bildlich gesprochen — einfach im Vorhof stehen. Bei den Gebildeten zum Beispiel ist oft die Bildung das Hindernis, das sich zwischen uns hineinschiebt. Da war ich einmal bei einem Fabrikanten zu Gast. Wir unterhielten uns prächtig. Alle Familienglieder waren anregend im Gespräch und äußerst liebenswürdig. Sie verschmähten es nicht, unter anderm auch von der Bibel zu reden. Sie fanden sie ein literarisches Meisterwerk ersten Ranges und bewunderten die Schönheit ihrer Sprache. Sie legten Wert darauf, als Christen zu gelten. Leider hatte ich einen ab-

RICHTIGES SCHWEIZERDEUTSCH

Züritütsch

D Spyszädel set men äisig esoo schrybe, wie mer redt, bin öis umenand also schwyzertütsch. Astatt eme französische « Menu » häts iez daa e paar Müschterli uf züritütsch.

SPYSZÄDEL

Soupe aux herbes	Chrütersuppe
Ragoût de veau	Chalbs-Vorässe
Choux de Bruxelles sautés	Rööslichööl mit Anke
Pommes de terre purées	Hërdöpfeltampf
Timbale à la Diplomate	Chalte Vanille-Pudëng

Potage St-Germain	Duretribni Ärbssuppe
Poulets à la Villeroy	Pachni Hüenli
Risotto à la Milanèse	Rys uf Mäiländer Moode
Fruits	Frücht

Bouillon aux Vermicelles	Fideelisuppe
Omelette au lard	Amelette mit Späck
Haricots	Boone
Pêches à la Condé	Pfirsich mit Rys

Minestrone	Italiënischi Gmüessuppe
Poissons grillés	Praatni Fisch
Fraise de veau au vin blanc	Chalbsglüngg an ere Wyßwy-Soose
Nouilles	Nudle
Salade	Salaat
Poudding aux marrons	Cheschtene-Pudëng

Zusammengestellt von Ida Feller-Müller, vom Bund Schwyzertütsch, Zollikerberg, Zürich.

Denksportaufgabe

Der Direktor eines Detektivbüros sucht einen neuen Detektiv. Von über hundert bestqualifizierten Bewerbern kommen, nach langwierigen Ausscheidungen, deren drei in die engere Wahl. Es sind dies die Herren Rot, Weiß und Schwarz. Da alle drei ein Maximum von Fähigkeiten zu beweisen scheinen, ist es nicht möglich, irgendeinen bei der Auswahl zu bevorzugen. Der verzweifelte Direktor beschließt endlich, die drei Herren vor eine kleine detektivische Denksportaufgabe zu stellen — wer sie am besten löst, soll sofort engagiert werden.

« Wir sind », eröffnet der Direktor den Herren Rot, Weiß und Schwarz seine Prüfung, « wir sind auf der Spur eines Hochstaplers. Sie haben den Auftrag erhalten, die Passanten des linken Trottoirs der Zürcher Bahnhofstraße zwischen Bahnhof und Bürkliplatz zu beobachten. Der Menschenstrom ist nach beiden Seiten gleichmäßig. Sie haben eine Stunde Zeit und sollen dabei *möglichst viele* Passanten in Augenschein nehmen. Was machen Sie? »

Herr Weiß räuspert sich: « Ganz einfach: Ich gehe mit dem Menschenstrom die Bahnhofstraße hinauf, bis zum Bürkliplatz, während ich alle, die mir entgegenkommen, beobachte. Dann kehre ich um und spaziere im gleichen Tempo gegen den Bahnhof hinunter. Und so weiter, hin und her, eine Stunde lang . . . »

Herr Rot unterbricht ihn triumphierend: « Das ist Unsinn. Ich bummle so langsam wie möglich auf einem Trottoir auf und ab, so daß ich auch diejenigen beobachten kann, die mich überholen. So werde ich während einer Stunde selbstverständlich mehr Leute sehen können als Herr Weiß. »

Herr Schwarz lächelt. « Was mich betrifft, meine Herren, so stehe ich in einen Hauseingang und beobachte von dort aus die Passanten, die aus beiden Richtungen an mir vorübergehen. Sie werden zugeben müssen, daß ich mehr Passanten sehe als beide von Ihnen! »

Welcher der drei Detektive hatte nun in Wahrheit die beste Lösung gefunden, das heißt: Welcher sah am meisten Passanten — welcher hatte die Stelle verdient?

Dr. med. E. S.

Lösung Seite 58

scheulichen Verdacht. War es nicht so: So gut wie es sich gehört, daß man einen Fisch kunstgerecht zu zerlegen versteht, so gut gehört es sich auch, Christ zu sein? Möglicherweise sah ich zu schwarz. Ich hoffe es. Ich selber könnte mich mit ganz ähnlichen Worten über die Bibel äußern. Unzählige Gebildete tun das. Nicht weil ihnen das Christentum eine abgewertete Sache ist, sondern aus einem gesunden religiösen Schamgefühl heraus oder weil sie im Augenblick eben Konversation machen, die ja immer an der Oberfläche bleibt. Aber an jenem Abend dünkte es mich anders zu sein. Gewiß, es waren sehr kurzweilige Stunden gewesen. Und dennoch fühlte ich mich auf dem Heimweg ein bißchen elend. Das machte aber bestimmt nicht der gute Tropfen aus, den wir getrunken hatten. Was ich nie für möglich gehalten hätte, geschah: Ich dachte mit einigem Neid an andere Berufe. Da liegen die Dinge in der Regel einfacher und klarer. Zum Beispiel beim Lokomotivführer: Zur vorgeschriebenen Stunde tritt er seinen Dienst an, macht seine Maschine betriebsbereit und fährt seine genau festgesetzten Strecken ab. Dabei besitzt er bei seiner verantwortungsvollen und strengen Arbeit einen wertvollen, moralischen Rückhalt: Er weiß, daß sein Dienst von allen Reisenden als notwendig anerkannt ist und spürt das Vertrauen, mit dem Hunderte für Stunden ihr Leben in seine Hand legen. Wenn man das als Pfarrer auch so haben könnte, seufzte es damals aus der augenblicklichen Stimmung heraus in mir drin.

*

An einem sonnigen Tage klopfte ich an die Tür eines netten Häuschens, in dem ein älterer, blindgewordener Mann und seine Frau lebten. Die Frau öffnete mir. Sie war groß und hager, ein wenig verhärmt und müde. Sie führte mich sogleich ins Stübchen und wollte ihren Mann holen gehen. Aber es gelang ihr lange Zeit nicht, zu Worte zu kommen; denn der Blinde schalt und beschimpfte

sie mit dröhnender Stimme, weil sie ihn zuerst im falschen Zimmer gesucht hatte. Endlich folgte ein betretenes Schweigen. Dann kam der Blinde, tastend, unsicher, das Haar grau, die Augen trübe. Seine Züge verrieten, daß er mit seinem Schicksal nicht fertig zu werden vermochte. Die ersten Spuren von Verbitterung zeichneten sich um seinen Mund ab. Da war nun ein Mensch, dem nur noch die Bibel helfen konnte. Die besten Spezialärzte waren mit ihrer Kunst am Ende. Er erzählte mir von seinem Leben als Heizer auf fremden Meeren. Damals hatte er die überwältigenden Farbenspiele der Natur geschaut, jetzt umfing ihn schauerliche Finsternis bei Tag und bei Nacht, bei Sonnenschein und bei Regen. Lange blieb ich sitzen und hörte zu, weil der Alte ganz aufging in der Vergangenheit und glücklich war, denn er hatte sein Leid im Erzählen vergessen. Und wenn ich nun wegging? Dann würde das Dunkel wieder da sein und seine Seele umkrallen, wie zuvor. Ich mußte versuchen, ihm ein anderes Licht zu schenken. Darum las ich ein kleines Abschnittchen vor aus dem Buch eines Geprüften und Gereiften, der zudem die Gabe hat, das Erlebte meisterhaft in Worte zu fassen. Vor uns erstand das Bild eines trotzigen, kraftvollen Mannes, der sich mit seiner Krankheit nicht abfinden wollte und zuletzt doch den Weg zur Ruhe fand. Ein nervöses Zucken der Gesichtsmuskeln des Blinden aber zeigte mir, daß ich auf unfruchtbaren Boden säte. Doch was schwatze ich da! Unfruchtbaren Boden gibt es gar nicht. Aber ich mußte es falsch gemacht haben. Betrübt zog ich von dannen. Wenn ich es nicht verstehe, einem Ertrinkenden das rettende Seil so zuzuwerfen, daß er danach greift, wie soll es mir bei den Gesunden, Selbstsichern gelingen? « Nun aber bleibet Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei . . . », hat der Apostel Paulus einmal geschrieben.

*

Neulich schüttelte mir Fräulein Amacher auf der Straße die Hand, ein wenig zu ausgiebig und zu herzlich: « O, Herr Pfarrer, haben Sie eine wunderbare Predigt gehalten am letzten Sonntag! Ich war ganz ergriffen. »

Welch törichtes Wesen ist doch der Mensch! Damit meine ich nicht die wohlwollende Zensorin, sondern mich selber. Denn ich konnte nichts dafür: Das Lob tat mir wohl; obschon ich mir doch sagen mußte, daß die gute Seele mir wahrscheinlich für die schlechteste Predigt dieselbe Bewunderung zum Ausdruck gebracht hätte.

Auch wortkarge Männer haben sich schon mir gegenüber geäußert. Etwa so: « Es war recht. Wirklich. » Das war nicht eine Note, nach dem Schema sehr gut — gut — genügend. Vielmehr meinten sie, daß sie die Kirche nicht unberührt verlassen hatten. Ich gestehe, das tat mir wohl. Einmal standen ihrer etliche hinter

---

Da musste ich lachen . . .

Es war im Frühjahr 1945. Zwei Luftschutzsoldaten kommen in mein Buchantiquariat. Ich kann sie nicht sofort bedienen, darum sehen sie sich ein wenig die Bücher an. Als sie dann an der Reihe sind, fragen sie mich: « Händ Sie en Keller? » Ich zeige ihnen den « Grünen Heinrich » und die gesammelten Werke Kellers, worauf sie mich ein wenig komisch ansehen, um dann plötzlich, die Sprache wiederfindend, zu sagen: « Mir meined en Luftschutzkeller und nöd en Gottfried Keller! » — Und wir mußten lachen . . . *W. L.*

Jeder von uns erlebt im Alltag von Zeit zu Zeit etwas, das ihm ein Lachen oder doch ein Lächeln entlockt. Schreiben Sie die Begebenheit für unsere Leser auf: Redaktion des Schweizer-Spiegels, Hirschengraben 20, Zürich. Beiträge, die wir verwenden können, werden honoriert.

einem hohen Grünhag. Ich trug Gummisohlen an den Füßen, so daß sie mich nicht hatten kommen hören. Ich weiß, eigentlich hätte ich taktvoll und eilig vorbeimarschieren oder mich wenigstens durch vernehmliches Husten bemerkbar machen sollen. Aber die Gelegenheit war zu hübsch für mich, um einmal der «Stimme des Volkes» zu lauschen. Immerhin wahrte ich den Anstand soweit, daß ich nicht stehen blieb, sondern wenigstens langsam weiterschritt. «Denen hat er's wieder einmal gesagt», hieß der erste Gesprächsbrocken, den ich im Vorbeigehen aufschnappte. Jeder gab einen kurzen Kommentar ab: Ich rede reichlich langsam, meinte einer. «Er schont die Kapitalisten immer noch zu sehr», warf ein anderer ein. Eine bissige Stimme ließ sich dahin vernehmen, daß «er» selber zuerst halten solle, was er auf der Kanzel verkünde. Begütigend ertönte ein ruhiger Baß, es sei jetzt doch etwas anderes als auch schon; man habe etwas von den Predigten des Neuen. «Neue Besen kehren gut»; zur rechten Zeit fiel mir dieser Leibspruch meiner unbarmherzigen Tante ein. Dann war ich wieder außer Hörweite und verstand nichts mehr von der Unterhaltung.

In den letzten Jahren las man viel von Christenverfolgungen. Welche Menschen «meiner» Gemeinde würden in einer solchen Lage fest bleiben? Welche würden sich als wahrhafte Christen erweisen? Jene, die mit mir und über mich reden oder die andern, die nie etwas sagen und die ich überhaupt nie zu Gesicht bekomme. Ich weiß es nicht.

Der Pfarrer weiß überhaupt in dieser Richtung fast nichts. Er gleicht einem Säemann, der Samen streut, aber nie sehen darf, ob die Saat auch aufgeht. Hin und wieder habe ich das Bedürfnis, ein Gartenbeet umzustechen oder Holz zu spalten, nur damit ich wieder einmal eine Arbeit habe, bei der ich auch die Frucht vor Augen sehe. Im Grunde weiß ich ja schon, daß alles Gute langsam wachsen muß, besonders deutlich sogar dann, wenn mich ein recht astiger Klotz zum Verschnaufen zwingt. Aber was will man? Solange man jung ist, gibt es eben lieblichere Melodien als die: Geduld! Geduld! Vielleicht muß man sogar manchmal mit dem Kopf durch die Wand wollen, sonst wäre man bei aller Jugend schon alt geworden.

In der Bibelstunde sitzen vor mir wieder einmal lauter Frauen, viele rechtschaffen müde vom Tagewerk, mit zerarbeiteten Händen. Sie sind trotzdem gekommen. Sie sind mir lieb. Aber warum sind nur Frauen da? Ich rede nicht in Bibelsprüchen und salbungsvollen Sätzen. Ich habe kein frommes Pathos. Ich bin, außer am Sonntagmorgen, nicht schwarz gekleidet. Ich spreche nicht die ganze Zeit von Buße und Bekehrung und Engeln und Dämonen. Ich mache keinen Unterschied zwischen Christen erster und zweiter Garnitur. Ich diskutiere gern über alles, was andere Menschen bewegt und wovon ich auch eine Ahnung habe. Ich weiche Fragen über Lohngestaltung, Erziehung, Wirtschaftssysteme und Weltpolitik nicht aus. Kurz, ich benehme mich wie die andern Männer. Diese zeigen keinen schlechten Willen. Oft vermeine ich sogar aufrichtige Sympathie zu spüren. Zeitweise sind sie in stattlichem Trupp im Gottesdienst zu finden. Aber sonst kommen sie nicht. Sie sind und bleiben fern vom Pfarrer. Warum? Wenn man das wüßte! Irgendwie bleibt der Pfarrer allein. Man kann das kaum in Worte fassen. Man fühlt es bloß. Wie soll man's ausdrücken? Vielleicht so: Er ist ein Mensch hinter Glas; rundherum andere Menschen, und dennoch umgibt ihn Stille. Das Glas weist zudem den Nachteil auf, daß man sich im Blickfeld aller andern befindet.

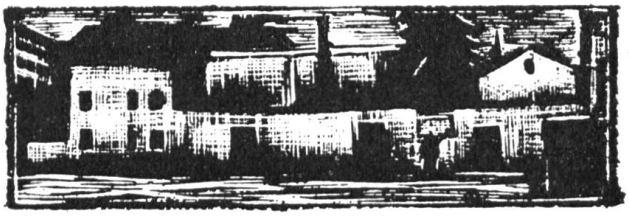
Im letzten Winter stieg ich einmal aus dem Zug und glitt auf der verschneiten Eisenbahnschiene aus, so daß ich unglaublich schnell am Boden saß wie ein Hase im Kohl. Natürlich passiert das andern Leuten auch; aber es ist einfach nicht das gleiche, ob der Herr X. oder der Herr Pfarrer sich in eine Pfütze setzt. So führt der Pfarrer ein in seiner Art

einmaliges Dasein. Seine Amtsbezeichnung muß herhalten für viele geistreiche und andere Witze. Manchmal scheint es ihm selber, er sei in den Augen seiner Menschen eine etwas komische Figur, einfach weil er Pfarrer ist. Ja — er begreift das sogar. Es ist schon etwas dran: Ein Leben lang müht er sich, die Menschen zu «Idealisten» zu machen und weiß doch, daß das noch nie in der Weltgeschichte gelungen ist. Denn die Menschen sind so müde und aufgezehrt vom Kampf ums tägliche Brot, daß sie fast nicht mehr aufnahmefähig sind für die Botschaft, die ihnen der Pfarrer verkündigt. Daß das Leben nicht nur im Arbeiten, Kümmern, Essen und Schlafen besteht. Daß das alles nur sozusagen Vordergrund ist, hinter dem sich die tiefsten Tiefen des Daseins verbergen. Daß es in der Brust eine Seele gibt, die auch ihr tägliches Brot braucht. Daß da ein Gott ist, der den allerersten Anspruch auf uns hat.

Viele verschließen sich dem Pfarrer und dem, was er zu sagen hat, gerade darum, weil er im Gegensatz zu ihnen in seiner materiellen Existenz gesichert ist. Er hat seinen zwar nicht gerade großen Lohn, aber um den braucht er nicht zu kämpfen. Und pensionsberechtigt ist er auch noch. «Der hat gut reden!» heißt es dann etwa. Und zudem ist der Pfarrer auch so menschlich in seinen Bedürfnissen. Er hat's auch lieber gut als schlecht, lieber ein Dessert als keines, lieber warme Füße als kalte. Er ist also ein Mensch wie die andern. Und doch kein Mensch wie die andern! Man hält freundliche, wohlwollende Distanz. Man spricht um ihn herum immer ein wenig anders als sonst. Man ist ein bißchen mißtrauisch oder doch kritisch. Selbst der Atheist, ja er erst recht, macht einen Unterschied zwischen einem Pfarrer und einem «gewöhnlichen» Menschen. Unser Leben ist abgestempelt. Wir sind eine besondere Sorte Mensch. Man kann das beim besten Willen nicht wegleugnen. Es ist nun einmal so.

Wer ist verantwortlich für den unsichtbaren Graben zwischen dem Pfarrer und seiner Umwelt? Nicht der Pfarrer allein! Aber ich glaube, es wäre ebenso falsch, die Schuld nur bei den Menschen, die ihn umgeben, zu suchen. Die Ursache liegt tiefer. Es ist im Grunde das *Amt:* Die tiefe Kluft zwischen dem Evangelium, das er verkündet und dem alltäglichen Leben, das dem Evangelium so wenig entspricht.

Es gehört mit zu den Forderungen, die der Beruf des Pfarrers stellt, ein wenig mehr als andere Leute wie ein Fremdling im Getriebe der Welt zu stehen. Er muß sich damit abfinden können, seine Erdentage als eine etwas unmögliche Figur zu verbringen. Es ist, wohl vor allem für junge Menschen, nicht immer ganz leicht. Aber schließlich, warum sollte es leicht sein?

Wenn wir den unerschütterlichen Glauben im Herzen tragen, daß auch unser Wirken von Gott bestimmt und gewollt ist, müssen wir es nicht gern auf uns nehmen, wenn der Posten, auf den wir gestellt sind, oft einsam ist und uns hin und wieder fast als verlorener Posten erscheinen möchte?

Darum bin ich fröhlich und wohlgemut in meinem Amt und Stand. Ich hoffe, belächelt, belobt, bespöttelt, ernst genommen, willkommen geheißen und abgelehnt, doch als, so Gott will, getreuer Arbeiter im Weinberg des Herrn befunden zu werden.